

## 2 Konfliktbestimmungen

### 2.1 Soziale Konflikte

#### 2.1.1 *Konflikt als Erklärungskategorie natürlicher und gesellschaftlicher Phänomene*

Konflikte haben die Menschen schon immer - und nicht nur praktisch – beschäftigt (vgl. Pfetsch 2005: 1).<sup>7</sup> Bereits *Heraklit* (ca. 550-475 vor Chr.) war der Überzeugung, dass der Konflikt maßgeblichen Einfluss sowohl auf die natürliche und menschliche Entwicklung als auch auf die Ordnung der Dinge (Harmonie) ausübt:

„Auch die Natur strebt wohl nach dem Entgegengesetzten und bringt hieraus und nicht aus dem Gleichen den Einklang hervor (...) Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König. Die einen macht er zu Göttern, die anderen zu Menschen, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien (...) Man soll aber wissen, daß der Krieg das Gemeinsame ist und das Recht der Streit, und daß alles durch Streit und Notwendigkeit zum Leben kommt“.<sup>8</sup>

Die Philosophie Heraklits ist gekennzeichnet durch die Dialektik aller Gegensätze. Natürliche und gesellschaftliche Entwicklung sind das Ergebnis gegensätzlicher Spannungen.

---

7 Für einen historischen Überblick vgl. u.a. Giesen (1993); Bühl (1976); Krysmanski (1971).

8 Das Zitat wurde aufgrund der aussagekräftigeren Übersetzung einer lokalen elektronischen Datenbank entnommen. Für eine ähnliche – aber nicht wortgleiche – Übersetzung vgl. Heraklit (1983): Fragmente; herausgegeben von Bruno Snell.

*Kant* hat in dem Konflikt die Voraussetzung allen Lebens und aller Entwicklung – bis hin zum *ewigen Frieden* – gesehen. Die Rolle, die er dem Konflikt beimisst, wird u.a. in diesen Zitaten deutlich:

„Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht“ (Kant 1911, S. 210 f., zit. nach Dahrendorf 1967, S. 277).

„Wenn ein Volk auch nicht durch innere Mißhelligkeit genötigt würde, sich unter den Zwang öffentlicher Gesetze zu begeben, so würde es doch der Krieg von außen tun“ (Kant 2008: 30).

*Hobbes*, um einen Vertreter zu nennen, der die negativen Konflikaspekte hervorhob, betont vor allem die zerstörerische Kraft sozialer Konflikte (vgl. Krysmanski 1971: 52 ff.). Ihm zufolge würden Konflikte die gesellschaftliche Ordnung maßgeblich stören und Entwicklungsprozesse behindern bzw. nicht zulassen. Nur unter der Voraussetzung eines Gesellschaftsvertrags, der das Gewaltmonopol einzig in die Hände des Staates legt, kann die zerstörerischen Folgen gesellschaftlicher Konflikte verhindert werden.

*Darwin* sah in dem Konflikt (Konkurrenz) den zentralen Mechanismus der natürlichen Evolution. Sich ändernde Umweltbedingungen und knappe Ressourcen haben Konflikte und Konkurrenzkämpfe zur Folge, welche als Selektionsmechanismen das Überleben der am besten Angepassten ermöglichen (survival of the fittest).

„Neben der Einschätzung von Knappheit und Konkurrenz als unausweichlichen und „normalen“ Gegebenheiten sozialer Prozesse kann man den Beitrag der Darwinschen Evolutionstheorie zur Entstehung der klassischen Konflikttheorie vor allem darin sehen, daß sie Konflikt und Konkurrenz als Motor von Wandel und Fortschritt herausstellte“ (Giesen 1993: 88).

Einige Mitbegründer und Klassiker der Soziologie erkannten das Erklärungspotenzial von Konflikten für gesellschaftliche Phänomene. Infolgedessen beherrschte der soziale Konflikt als ein zentrales Thema die beginnende Soziologie (vgl. Kruse 2010: 27 f.; Coser 2009: 16 ff.; Bonacker

2008: 19; Dahrendorf 1979: 108). Für *Marx*, der Konflikt als Mechanismus des Wandels von natürlichen Prozessen auf menschliche Gesellschaften übertrug, ist der Konflikt – in Form des Klassenkampfes – Hauptbedingung gesellschaftlichen Wandels (vgl. Giesen 1993: 88). *Gumpłowicz* interessierte sich vor allem für die Rolle des Konflikts (soziale Kämpfe und Kriege) bei der Entstehung und Entwicklung sozialer Gebilde, insbes. von Staaten. Während Marx einen (utopischen) Endpunkt sozialer Konflikte in Form einer konfliktfreien Gesellschaft postulierte, sah *Gumpłowicz* kein endgültiges Ziel aller Gruppenkämpfe, sondern begrenzte und weitgehend gewaltfreie Konflikte auf höherer Kulturstufe.

Vor allem ist es *Simmel* zu verdanken, verschiedene Konfliktformen auf ihre Leistungen und Funktionen für Individuen und Gruppen untersucht und sie zum Gegenstand soziologischer Theorie gemacht zu haben (vgl. Simmel 1968). *Simmel* sieht in Konflikten nur *eine* mögliche Form sozialer Beziehungen, welche in unterschiedlichen Varianten und Intensitäten auftreten.<sup>9</sup>

Im Rahmen der funktionalistischen Theorie bekommt der Konflikt eine negative Bedeutung für soziale Systeme.<sup>10</sup> Konflikte werden aus dieser Perspektive entweder als nicht-soziale, meist psycho-pathologische Erscheinungen aufgefasst, oder als zwar soziale, aber dysfunktionale Phänomene betrachtet. In beiden Fällen gefährden und stören sie durch ihr Auftreten die soziale und gesellschaftliche Ordnung.

*Dahrendorf* betont im Anschluss an Marx die Funktion sozialer Konflikte für den gesellschaftlichen Wandel (vgl. Dahrendorf 1967: 261 f. und 272 ff.). Vor allem Herrschaftskonflikte um den Status quo sind entscheidender Motor gesellschaftlicher Entwicklung. Durch die Hervorhebung produktiver Konfliktfunktionen versucht *Coser* hingegen, die von *Simmel* aufgestellten Konfliktthesen für die funktionalistische Theorie fruchtbar zu machen und damit die Annahme von der generellen Dysfunktionalität

---

9 Eine ähnliche These vertritt auch Weber (1980: 20), der den „Kampf“ als *eine* Form sozialen Handelns begreift. Zur „Konflikttheorie“ Webers vgl. Koenig (2008).

10 Vgl. hierzu auch die Kritik an Mayo und Merton von Dahrendorf (1967: 265 ff.).

sozialer Konflikte zu widerlegen (vgl. Coser 2009; 1967; vgl. auch Brock 2009: 227).

### *2.1.2 Konfliktbegriff und Definition*

Der Konfliktbegriff ist weder eindeutig definiert noch wird er einheitlich verwendet (vgl. Bonacker/Imbusch 2010: 67; Giesen 1993: 92). Die Schwierigkeit der Definition liegt u.a. daran, dass bis heute keine einheitliche Soziologie des Konflikts und keine allgemeine Konflikttheorie vorliegen. Je nach Erkenntnisinteresse, Klassifikationsbemühungen und theoretischer Sichtweise werden unterschiedliche Aspekte sozialer Konflikte untersucht und betont (vgl. Bonacker 2008: 9; Thiel 2003: 5; Balla 2002: 281; Bühl 1972: 12; Krysmanski 1971: 7).

Bonacker und Imbusch bezeichnen den Konfliktbegriff als einen „der schillerndsten und widersprüchlichsten (...) Begriffe der Sozialwissenschaften“ (Bonacker/Imbusch 2010: 67). Gleichwohl gilt der Konflikt nach wie vor als unverzichtbarer sozialwissenschaftlicher Grundbegriff (vgl. Bonacker 2008: 9).

Die Kontroverse um eine Konfliktbestimmung betrifft vor allem die Verwendung eines „engen“ oder „weiten“ Konfliktbegriffs (vgl. Imbusch 2010: 146 ff.; Nollmann 1997: 12 f.; Krysmanski 1971: 18 ff.). Enge Konfliktdefinitionen werden benutzt, um eine bessere Differenzierung verschiedener Konfliktformen vornehmen zu können. Damit soll eine möglichst genaue Erfassung der spezifischen Merkmale einzelner Konflikttypen (z.B. Konkurrenz, Krieg) erreicht werden. Oftmals sind mit der Anwendung relativ enger Konfliktdefinitionen auch Lösungsversuche spezifischer sozialer Konflikte verbunden (vgl. Herrmann 2006). Verfechter eines weiten Konfliktverständnisses betonen dagegen die Gemeinsamkeiten diverser Konfliktformen, welche bei zu engen Definitionen nicht mehr ausreichend erfasst werden könnten. Des Weiteren soll durch eine relativ weite Konfliktdefinition das Aufstellen einer allgemeinen Konflikttheorie zumindest ermöglicht werden. Da der vorliegenden Untersuchung zwecks Erfassung möglichst vieler Konfliktformen ein weites Kon-

fliktverständnis zugrunde liegt, wird an dieser Stelle auf die Darstellung von engen Konfliktdefinitionen verzichtet.

„Konflikte lassen sich (...) definieren als soziale Tatbestände, an denen mindestens zwei Parteien (Einzelpersonen, Gruppen, Staaten etc.) beteiligt sind, die auf Unterschieden in der sozialen Lage und/oder auf Unterschieden in der Interessenkonstellation der Konfliktparteien beruhen“ (Bonacker/Imbusch 2010: 69).

Diese Konfliktbestimmung von Bonacker und Imbusch ist schon eine relativ weite Variante, bezieht allerdings bestimmte, für unsere Zwecke nicht erforderliche, Konfliktursachen (soziale Lagen bzw. Interessen) mit ein; auch wenn sie so allgemein gehalten sind, insbes. durch die Interessenkonstellation, dass sich die meisten Konfliktphänomene darunter fassen lassen könnten. Im Wörterbuch der Soziologie wird der Konflikt folgendermaßen definiert:

„Konflikt (...), im sozialwissenschaftl. Sinne allg. Bezeichnung für Gegensätzlichkeiten, Spannungen, Gegnerschaften, Auseinandersetzungen, Streitereien und Kämpfe unterschiedlicher Intensität zwischen verschiedenen sozialen Einheiten“ (Hillmann 2007: 443).

Diese Definition scheint für unsere Zwecke schon besser geeignet, zählt allerdings schon bestimmte Konflikttypen (Streit, Krieg) auf. Die wohl kürzeste Konfliktbestimmung findet sich bei Dahrendorf: Konflikte sind „Auseinandersetzungen beliebiger Intensität und Gewaltsamkeit“ (Dahrendorf 1969: 1006). Der von Balla festgestellte Minimalkonsens, „dass soziale Konflikte Auseinandersetzungen zwischen zwei oder mehreren Individuen oder Gruppen (Organisationen, Staaten, usw.) sind“ (Balla 2002: 281), ist noch etwas präziser, ohne auf die Weite der Definition von Dahrendorf zu verzichten.

Diese Konfliktdefinition, die wir für die Untersuchung produktiver Konflikteffekte beibehalten wollen, erfüllt die von Bonacker dargestellten und notwendigen Kriterien einer neutralen Verwendung des Konfliktbegriffs (vgl. Bonacker 2008: 12 ff.), wonach der soziale Konflikt *erstens* auf

ein breites Spektrum möglicher Konfliktphänomene anwendbar sein soll.<sup>11</sup> Dabei reicht das Spektrum der sozialen Phänomene, die in der vorliegenden Untersuchung als Konfliktkonstellationen betrachtet werden, von Widersprüchen, Diskussionen, Streitgesprächen und Wortgefechten bis zu körperlichen, bewaffneten und kriegerischen Auseinandersetzungen. *Zweitens* soll eine Vermischung von Konflikt und Konfliktursache vermieden werden. Diesbezüglich hat u.a. Messmer in Anlehnung an Simmels Konfliktverständnis deutlich darauf hingewiesen, „dass die Ursachen und Kontextbedingungen sozialer Konflikte mit dem Konflikt selbst nicht identisch sind, sondern auf logisch unterschiedlichen Ebenen angesiedelt werden müssen“ (Messmer 2003: 3). Um ein *drittes* Kriterium einer neutralen Verwendung des Konfliktbegriffs zu erfüllen, sollte der Konflikt nicht normativ instrumentalisiert und mit „guten“ bzw. „positiven“ Merkmalen aufgewertet oder mit „schlechten“ bzw. „negativen“ Eigenschaften abgewertet werden (vgl. Bonacker 2008: 12).

Die neutrale Konfliktbestimmung soll eine unvoreingenommene Betrachtung sozialer Konflikte als sozialen Tatbestand und als „selbstverständliche, normale und legitime Formen des Handelns“ sicherstellen (Giesen 1993: 87; vgl. auch von der Ohe 1988: 216).

### 2.1.3 Universalität und Unlösbarkeit

Ein zentrales Kennzeichen sozialer Konflikte ist ihre Allgegenwärtigkeit und Unvermeidlichkeit.<sup>12</sup> Einerseits wird die These der Universalität durch empirische Beobachtungen begründet: „Alle Gesellschaften, die wir kennen, zeigen Formen von S.K. [sic]; dies gilt in der Tat nicht nur für

---

11 Beispielhafte Auflistungen diverser Phänomene, die unter diesen Konfliktbegriff subsumiert werden können, finden sich u.a. bei Nollmann (1997: 11); Weber (1980: 20); Dahrendorf (1972: 23 f.).

12 Vgl. Bonacker/Imbusch (2010: 67); Messmer (2003: 1); Nollmann (1997: 11); Giesen (1993: 87); Weede (1986: 47); Simmel (1968: 187); Marx (1964: 525); Oppenheimer (1964: 653); Rüstow (1950: 105 f.); Gumpłowicz (1926: 171).

ganze Gesellschaften, sondern für alle sozialen Einheiten“ (Dahrendorf 1969: 1006).

Andererseits ist die Universalitäts-These eine logische Konsequenz aus der Trennung von Konflikt und Konfliktursache. Wenn die Ursachen sozialer Konflikte allgegenwärtig und unvermeidlich sind, dann müssen es auch die Konflikte selbst sein. So argumentiert beispielsweise Giesen, dass Konflikte eine zwangsläufige Folge sozialer Ungleichheit und Ressourcenknappheit sind (vgl. Giesen 1993: 93). Bereits Simmel hat das permanente Konfliktaufreten auf konfliktverursachende, dissoziierende Elemente zurückgeführt (vgl. Simmel 1968: 186).

Eng verknüpft mit der Universalitätsannahme ist die Frage nach der endgültigen Lösbarkeit sozialer Konflikte. Die Möglichkeit, Konflikte abschließend zu lösen, wird weitestgehend ausgeschlossen, auch wenn lokale und temporäre Lösungen sowie verschiedene Arten der Konfliktregelung durchaus anerkannt und auch gefordert werden (vgl. Dahrendorf 1967: 262). Die Trennung von Ursache und Konflikt stellt auch diesbezüglich die Basis für die Begründung der Unlösbarkeit dar. Auch wenn keine Einigkeit über die Ursachen<sup>13</sup> von Konflikten vorliegt, ist die Argumentation im Prinzip die gleiche: Konflikte können nicht beseitigt oder endgültig gelöst werden, weil sie nicht der eigentliche Auslöser der Gegensätzlichkeiten sind. Welche die relevanten Auslöser bzw. Konfliktursachen sind, hängt von der konflikttheoretischen Perspektive ab. Konflikte könnten also nur dann gelöst werden, wenn die Konfliktursachen beseitigt würden. Dies gilt als unmöglich, weil die Ursachen aus verschiedenen (perspektivenabhängigen) Gründen nicht behoben werden können. Mit den Worten Giesens:

„Ebensowenig wie die Probleme der Knappheit, der sozialen Ungleichheit oder Regelkontingenz endgültig gelöst werden können, lassen sich soziale Konflikte als Versuche, diesen Problemen zu begegnen, zu einem endgültigen Stillstand bringen“ (Giesen 1993: 93).

---

13 Beispielsweise Zwang, Klassengesellschaft, Dissens, Knappheit oder Ungleichheit.

## 2.2 Produktive Konflikte

### 2.2.1 *Konsens und Konflikt*

Lange Zeit gab es einen unvereinbaren Gegensatz von Konsens- und Konflikttheorien (vgl. Imbusch 2010: 150 ff.; Bonacker 2008: 9; Giesen 1993: 127 f.). Insbesondere in der Erklärung sozialen Wandels und sozialer Ordnung schienen beide Perspektiven unvereinbar zu sein. Mehrere Begründungen für die Unvereinbarkeit werden genannt. Eine der wichtigsten Ursachen ist das eher negative Alltagsverständnis von Konflikten (vgl. Bonacker/Imbusch 2010: 67, 75). Konflikte werden häufig mit Gewalt, Kampf und Krieg assoziiert. Gerade solche Konflikte, die mit gewalttätigen Auseinandersetzungen einhergehen, ziehen mehr Aufmerksamkeit auf sich, als es friedlich ausgetragene Konflikte tun. Die Massenmedien tragen durch die Fokussierung auf (Gewalt-)Konflikte (vgl. Bonacker 2008: 12; Nollmann 1997: 11) dazu bei, dass Konflikte vorrangig als negative Erscheinungen aufgefasst werden. Aber auch nicht notwendigerweise gewalttätig ausgetragene Konflikte werden oftmals zumindest als störend und unangenehm empfunden (vgl. Schwarz 2010: 34).

„Gesellschaften tendieren dazu, Konflikte als unvorhersehbar oder sogar als chaotisch darzustellen. In der Selbstdarstellung von Gesellschaften ist Konflikt manchmal sogar ausgeschlossen. Konflikt kann als böse oder als psychologisches, und nicht als soziales Phänomen dargestellt werden“ (Elwert 2004: 28).

Im Bereich der Sozialwissenschaften war die dominante Stellung der funktionalistischen Theorie u.a. dafür verantwortlich, dass Konflikte als pathologische, dysfunktionale und ordnungsgefährdende Erscheinungen wahrgenommen wurden. Hinzu kommt, dass auch in der Konfliktforschung zu einem nicht unerheblichen Teil desintegrierende Funktionen sozialer Konflikte eine wichtige Rolle spielen. Hier handelt es sich dann eher um Gewalt- bzw. Friedensforschung; meist mit dem Ziel, gewalttätige Auseinandersetzungen zu verhindern bzw. zu minimieren oder in



friedlichere Konfliktaustragungsformen umzuleiten (vgl. Giegel 1998; Meyer 1997).

Dass Konflikte „negative“ Folgen wie Desintegration, Zerfall, Auflösung oder Destruktion haben, wird keineswegs bestritten oder angezweifelt. Allerdings werden bei zu einseitiger Betrachtung die produktiven Konfliktfunktionen und die in einer Gesellschaft überwiegend „friedliche“ Austragung und Beilegung sozialer Konflikte übersehen bzw. unterschätzt (vgl. Bonacker/Imbusch 2010: 75).

Für die Untersuchung und Analyse der Funktionen bzw. Dysfunktionen sozialer Konflikte kann man nach Bonacker und Imbusch vier idealtypische Positionen (vgl. ebd.: 76 f.) unterscheiden, die sich in „negative“ und „positive“ Konflikteffekte einteilen lassen. Die „negativen“ Positionen sehen den Konflikt als pathologisches bzw. dysfunktionales Phänomen, welches die soziale und gesellschaftliche Ordnung beeinträchtigt und gefährdet. Hiernach werden Konsens und Harmonie als integrative und stabilisierende Phänomene hervorgehoben (vgl. auch Bonacker 2009: 180). Die anderen beiden Positionen analysieren Konflikte unter den funktionalen und produktiven Aspekten der gesellschaftlichen Integration und des sozialen Wandels.

Trotz dieser (idealtypischen) Zweiteilung bzw. Gegenüberstellung in funktionale und dysfunktionale Konflikte gilt der Gegensatz von Konsens und Konflikt mittlerweile als überholt (vgl. Imbusch 2010: 152 f.; Giesen 1993: 126 ff.). Entscheidenden Anteil an dieser Entwicklung hatten die Arbeiten von Coser und Dahrendorf, die das – auf Konsens und Harmonie beruhende – vorherrschende funktionalistische Paradigma stark kritisierten (vgl. Bonacker 2009: 180; Messmer 2003: 21 f.). Während Coser im funktionalistischen Rahmen blieb, aber die Bedeutung des Konfliktes als elementare Erklärungskategorie in den Vordergrund rückte, stellte Dahrendorf dem Konsensmodell ein Konfliktmodell gleichberechtigt gegenüber (vgl. Dahrendorf 1979: 112 f.). Die Kombination beider Modelle sei notwendig, so Dahrendorf, um gesellschaftliche Phänomene und Prozesse umfassend erklären zu können (vgl. hierzu auch Brock 2009). Bereits Simmel (1968: 187 f., 190 f.) hat deutlich auf die dialektische Beziehung von Konsens und Konflikt hingewiesen:

„(...) so dürfte es keine soziale Einheit geben, in der die konvergierenden Richtungen der Elemente nicht von divergierenden unablässig durchzogen wären. (...) so braucht auch die Gesellschaft irgendein quantitatives Verhältnis von Harmonie und Disharmonie, Assoziation und Konkurrenz, Gunst und Mißgunst, um zu einer bestimmten Gestaltung zu gelangen. (...) die Gesellschaft, wie sie gegeben ist, ist das Resultat beider Kategorien von Wechselwirkungen, die insofern beide völlig positiv auftreten“ (Simmel 1968: 187).

Diese Denkfigur wurde in den letzten Dekaden von verschiedenen konflikttheoretischen Ansätzen wieder aufgenommen (vgl. u.a. Schwarz 2010; Giesen 1993; Miller 1992; Bühl 1976). Demnach sind Konflikt und Konsens gleich konstitutiv für soziale Erscheinungen und Prozesse. Aber das Verhältnis ist kein sich ausschließendes; und zwar in dem Sinne, dass in bestimmten sozialen Bereichen das eine ohne das andere wirkt. Es gibt immer eine Art Mischungsverhältnis von Konsens und Konflikt, mal mit Schwerpunkt in die eine oder aber in die andere Richtung. Bühl bezeichnet es als Interpenetrationsverhältnis: eine „Verflechtung von konfliktären und konsensualen Momenten“ (Bühl 1976: 17). Die Vorstellung einer auf absoluten Konsens bzw. alleinherrschenden Konflikt beruhenden Situation weist auch Giesen zurück, da diese in „tatsächlichen sozialen Prozessen niemals realisiert werden können“ (Giesen 1993: 103).

Es sollte klar geworden sein, dass konflikttheoretische Konzepte im Allgemeinen die Bedeutung von Konsens und Harmonie für die Erklärung gesellschaftlicher Phänomene nicht bezweifeln, auch wenn dieser Eindruck durch die Fokussierung auf Konfliktsituationen bisweilen entstanden sein mag. Die Betonung produktiver Funktionen und Leistungen bedeutet also – auch in der vorliegenden Untersuchung – nicht, dass die produktivitätsfördernden Wirkungen von Kooperation, Konsens und Harmonie nicht anerkannt werden, und stellt dementsprechend keine Abwertung konsensualer und harmonischer Beziehungen dar.



<http://www.springer.com/978-3-531-18614-6>

Zur Produktivität sozialer Konflikte

Bark, S.

2012, IV, 120 S., Softcover

ISBN: 978-3-531-18614-6